

Editorial

Nicole Stoll

Wie im letzten Hieronymus lautet das Schwerpunktthema dieser Nummer „Spielarten der Sprache“. Die Frage ist so faszinierend, dass wir noch nicht von ihr ablassen wollten. Die Schweiz ist auch ein besonders fruchtbarer Boden, um eine ihrer Spielarten, die Dialekte, zu beobachten und zu erforschen. Dass dies bei weitem nicht nur die Deutsche Schweiz betrifft, bezeugen beispielsweise das Institut de dialectologie an der Universität Neuenburg oder das Centro di dialettologia in Bellinzona, auf das wir in der letzten Nummer hingewiesen haben. Im Folgenden möchten wir uns aber auf die Deutsche Schweiz beschränken.

Dialekte sind ein emotional hoch aufgeladenes Thema. Jeder Deutschschweizer, jede Deutschschweizerin hat dazu ein besonderes Verhältnis: Man liebt den eigenen Dialekt, findet andere hässlich, sympathisch, unverständlich usw. – hat also auf jeden Fall eine Meinung dazu. Allgemein stehen die Dialekte hoch im Kurs. Von einem Aussterben kann gar keine Rede sein. Sie sind identitätsstiftend, schaffen Zugehörigkeitsgefühl zur Region und zur Schweiz (und grenzen damit umgekehrt jene auch aus, die sie nicht verstehen) und stehen für Nähe, Spontaneität und Herzlichkeit. Die Standardsprache Hochdeutsch steht für Formalität und Ferne. Die Sprachforscher sprechen denn auch von medialer Diglossie (Kolde zitiert in Brigitte Aschwanden: *Wär wot chätä?*). Gemeint ist, dass innerhalb der deutschschweizerischen Sprachgemeinschaft zwei verschiedene Sprachen oder Sprachformen für zwei verschiedene Funktionsbereiche gelten: Standarddeutsch als Schriftsprache und Mundart als mündliche Umgangssprache. Was das für einen Schriftsteller in der Schweiz bedeutet, erläutert Peter Bichsel eindrucksvoll in seinem Referat „Eingesperrt in Sprache“ (NZZ vom 16./17. August 2003).

Allerdings hat sich die Situation gewandelt. Aschwanden stellt fest, dass stärker als früher zwischen institutionellem und privatem, der Freizeit gewidmetem Bereich unterschieden werden muss. Es könne also nicht mehr von medialer Diglossie die Rede sein, da diese tendenziell abgelöst werde durch die konzeptuelle Diglossie. Dabei wird konzeptionelle Mündlichkeit durch den Dialekt und konzeptionelle Schriftlichkeit durch die Standardsprache abgedeckt. Das zeigt sich besonders deutlich in Deutschschweizer Chats, in denen Dialekte geradezu dominierend sind, was auf eine zunehmende Verschriftlichung der Mundart hindeutet. Die Schreibung erfolgt spontan, ohne dass sich die oft jugendlichen TeilnehmerInnen an bestimmte Regeln halten. Dabei gab es durchaus Bemühungen, überregionale Normen für die Schreibung von Schweizer Mundarten auszuarbeiten, um sie zu vereinheitlichen: Eugen Dieth hatte 1938 Regeln festgelegt, die sich vom deutschen Schriftbild unterschieden, um sich so möglichst von Nazideutschland abzugrenzen. Doch auch Ruth Bietenhard, die 83-jährige Romanistin und Dialektologin, die die Bibel auf Berndeutsch übersetzt hat, findet: „Das Schönste am Dialekt ist doch die Freiheit.“ So weist Beat Siebenhaar in seiner Untersuchung (*Sprachgeographische Merkmale der Morphologie und Verschriftung in schweizerdeutschen Chats* in Linguistik_online) darauf hin, dass die Mundart im Chat eine individuelle Verschriftung einer gesprochenen Varietät bleibt.

In Bezug auf den Wortschatz schliesst die neuere Schweizerdeutschforschung auf eine Entwicklung von Regiolekten auf Kosten von kleinräumigen Varianten – wohl

eine Folge der grösseren Mobilität innerhalb der Schweiz (Helen Christen: *Uu fein, welts guet und rüüdig schön. Überlegungen zu lexikalische Aspekten eines SchweizerDeutsch der Regionen in Gömmers MiGro*). Christen hatte bereits 1998 aufgezeigt, dass jüngere Sprecherinnen und Sprecher phonologische und morphologische Varianten mit einem kleinräumigen Gültigkeitsradius durch grossräumige ersetzen, und zwar vornehmlich mit solchen, die in der sprachgeografischen Nachbarschaft verankert sind. Eine gewisse Verschmelzung der Dialekte ist also nicht von der Hand zu weisen.

Abgesehen davon finden immer mehr Anglizismen Eingang in das Schweizerdeutsche.

Kein Wunder, sorgen sich Sprachhüter und andere Puristen um die Zukunft der Mundart: von Verflüchtigung ist die Rede, von Wischiwaschidialekt, von Verarmung und Aushöhlung. Dabei überstand beispielsweise das Berndeutsche vor zweihundert Jahren schon den Einfluss des Französischen, und die Klage, dass die Sprache der Jüngeren von der reineren Sprache der Älteren abweicht, ist bereits in der Antike belegt. Natürlich beschränkt sich die Furcht vor den Anglizismen nicht auf Dialekte – auch in Deutschland wehrt man sich dagegen. Der Verein Deutsche Sprache beispielsweise bietet Alternativisten für Anglizismen an: Vielleicht verwenden Sie demnächst auch den Haarsprüher, fegen als Stehbrettsegler über den See und bedienen vor ihrem Rechner einen Spielhebel.

Dabei geht nach Ansicht von Regula Schmidlin ein wichtiges Argument unter: „Ein grosser Teil der Anglizismen wird bekanntlich nicht so verwendet wie im Englischen selber; ihre Bedeutung wird dem englischen Vorbild gegenüber verschoben, erweitert oder eingeschränkt. So entspricht *Speaker* dem englischen *announcer*, *Body* entspricht dem englischen *body stocking*, *durchboxen* kann nur im Deutschen im übertragenen Sinn verwendet werden und von den englischen Bedeutungen von *gag* wurde nur gerade „Witz, Scherz“ ins Deutsche entlehnt. Das deutlichste Zeichen der Integration scheint mir genau dieses zu sein: Wenn die Fremdwörter in der Empfängersprache ihre eigenen semantischen Wege gehen, haben sie sich von der Geber- oder Vermittlersprache abgenabelt.“ (*Anglizismen in den standardsprachlichen Variationen des Deutschen in Gömmers MiGro*).

Dialekte grenzen regional ab. Ein wesentlicher Unterschied zu Grossbritannien besteht darin, dass in der Schweiz Dialekte nur Anhaltspunkte für eine regionale und nicht eine soziale Unterscheidung bieten. In Grossbritannien ist der Mundartgebrauch weitgehend stigmatisiert und wird als hässlich empfunden. Vielleicht schrieb der Humorist George Mikes in seinem Buch „Switzerland for Beginners“ deshalb: „However deep your affection for the Swiss, neither charity nor bias can go so far as to persuade you that their language – Schwitzerdeutsch – is melodious or soothing to the ear. Its guttural noises recall Dutch, its distorted German reminds you of broken Yiddish; and the general effect reminds you of gargling during a bad attack of tonsillitis.“ (zitiert in Felicity Rash: *Die Entwicklung des SchweizerDeutschen aus angelsächsischer Sicht in Gömmers MiGro*).

In diesem Sinne wünschen wir bei der - stillen - Lektüre der folgenden Artikel viel Vergnügen!